

DAGMAR FOHL

Alma

Roman



GMEINER



wir unseren Lebensstandard ein, aber unsere Existenz war nie bedroht.

Hitler und die Nationalsozialisten spielten damals für uns keine Rolle. Mein Vater hielt sie für Schwachköpfe.

Ich spielte Cello und machte gute Fortschritte. Mein Lampenfieber und meine Angewohnheit, Stücke abbrechen, blieben. Ich fing immer wieder von vorn an, um an denselben Takten zu scheitern.

»Übe mehrmals nur den Takt, der dir Schwierigkeiten macht«, sagte Jakob Sakom, »und dann spiele das Stück durch, egal was dir inzwischen passiert. Du musst lernen, die Hürde zu nehmen ... Wenn du auf einer Bühne sitzt, und das bedeutet auch, wenn du mir ein Stück vorspielst, dann musst du es beenden, egal wie. Hab niemals Angst vor einer Gedächtnislücke. Überspiele sie.

Es geht darum, mit Musik eine Geschichte zu erzählen. Es geht immer um die Geschichte, die hinter den Noten steckt. Es geht um Emotionen. Das Wichtigste beim Vorspiel ist zu lernen, mit sich allein zu sein und dieses Alleinsein auszuhalten. Man darf sich weder vor sich selbst noch vor dem Publikum fürchten.«

DREI

Immer wieder gab es Straßenschlachten zwischen SA, Polizei und Kommunisten. Wenn ich nachts im Bett lag, hörte ich die Schüsse, die aus Altona herüberhallten.

Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, war ich 14 Jahre alt. Ich stand mit meinem Freund Karl in der Menge der Zuschauer, als Zigtausende von Männern in braunen Uniformen im Licht der Fackeln an uns vorüber marschierten.

»Unserem Führer, unserem Reichskanzler Adolf Hitler, ein dreifaches Heil!«, grölten sie. Die Leute um mich herum reckten den Arm und schrien ihr »Heil, Heil, Heil«. Es dröhnte wie eine nicht aufzuhaltende Woge durch die eisige Winternacht.

Neben mir hielt ein Vater sein Kind in die Höhe. Auch der kleine Junge reckte seinen rechten Arm und rief »Heil Hitlermann«. Mit der anderen Hand umklammerte er eine Hitlerspielzeugfigur.

Einige Männer schrien »Juda verrecke«. Dann sangen sie über das Judenblut, das vom Messer spritzt.

Ich fürchtete mich. Karl legte mir seinen Arm um die Schulter.

»Die spinnen doch«, sagte er.

Ich lief nach Hause. Meine Eltern erwarteten mich bereits. Sie hatten mir verboten, zum Fackelzug zu gehen. Ich erhielt das ganze Wochenende Hausarrest. Ich ver-

kroch mich in mein Zimmer und sprach mit niemandem über meine Erlebnisse, auch nicht darüber, dass mir die Stiefel der Hitlerjungen gut gefallen hatten.

Die Nationalsozialisten rückten uns immer näher. Mein Vater und ich standen im Laden und hörten gerade neu eingetroffene Schallplatten an, als ein SA-Mann sich vor unser Schaufenster stellte und mit flüssiger Kreide einen Judenstern an unsere Fensterscheibe pinselte. Einer seiner Kameraden klebte ein Plakat »Deutsche, kauft nicht bei Juden« an unsere Glastür. Dann stellten die Männer sich rechts und links des Eingangs und ließen niemanden mehr hinein.

Mein Vater lief in die Wohnung hinauf, zog seine Uniform aus dem ersten Weltkrieg an, heftete sein Eisernes Kreuz an, ging hinaus und stellte sich neben die SA-Männer. Sein Kopf war puterrot angelaufen, er war so aufgewühlt, dass sein Kaiser-Wilhelm-Bart auf und ab wippte. Ich sah ihn dort stehen in seinem Versuch, seine Würde zu wahren. Ich weiß nicht, was mich mehr beschämte: die SA-Männer oder Vater in seiner Uniform.

»Das ist doch alles Dummheit, Irrsinn und Wahnsinn zugleich. Wir schämen uns für jedes beschmierte und beklebte Geschäft und vor den jüdischen Bürgern«, schrieben uns nichtjüdische Freunde nach dem Boykotttag.

Mein Vater war der Ansicht, man müsse nur abwarten, bis die Braunhemden sich selbst disqualifizierten. Ich will in etwa wiedergeben, wie er Hitler beschimpfte.

»Denkt an Hitlers Reden«, sagte er, »dieser Mann ist nicht nur zutiefst dumm, er ist ein absoluter Idiot. Wer kann den Quatsch auf Dauer glauben? Sein krächzender Heldentenor klingt wie eine zerkratzte Schallplatte. Dieser Schreihals entlarvt sich selbst. Er ist ein niederträchtiger Verleumder. Jeder, der Ohren besitzt, kann das wahrnehmen. Die Menschen werden aus ihrer Verblendung aufwachen und den ganzen aufgedonnerten Nazi-Rummel durchschauen. Ich frage euch, eine Politik, die man hinausgellt, eine Politik, die mit aufgeplustertem und verkrampftem Marschieren und dröhnendem Trara auf den Straßen begleitet wird – wen soll das auf lange Sicht überzeugen? Ihr werdet sehen, es wird nicht lange dauern, dann sind die Nazis fort. Und wisst ihr was? Der Nationalsozialismus wird sich vor allem mit seinem rabiaten Judenhass das Genick brechen.«

Meine Mutter war anderer Ansicht.

»Samuel, du irrst dich, lass uns Deutschland verlassen«, sagte sie.

»Geh doch, wenn du willst«, rief mein Vater. »Ich bleibe hier.«

»Du weißt, ich könnte nicht ohne dich gehen«, sagte sie. »Aber was ist mit Aaron? Was ist, wenn ihm etwas geschieht?«

»Ach was, du wirst sehen«, sagte mein Vater, »bald hat der ganze Spuk ein Ende. Wir werden schon irgendwie in Deutschland weiterleben können. Sogar die jüdischen Organisationen warnen davor, überstürzt auszureisen. Hast du dir schon mal vorgestellt, wie es sein würde im Ausland? Wenn wir Deutschland für längere Zeit verlassen, entzieht man uns die Staatsbürgerschaft.

Wir werden kaum Verdienstmöglichkeiten haben. Wer wird sich jüdischer Flüchtlinge annehmen, frage ich dich. In Deutschland haben wir immerhin unser Auskommen und ein Dach über dem Kopf. Hier ist doch unsere Heimat. Glaub mir, es ist so, wie ich sage. Es wird vielleicht noch etwas schlimmer werden, aber dann wird sich diese Regierung in Luft auflösen.«

Ich saß im Wohnzimmer meines Cello-Lehrers. Er saß vor mir, ohne mit dem Unterricht zu beginnen. Er strich sich über seine Halbglatze und hatte Mühe zu sprechen.

»Ich muss es dir sagen, Aaron. Man hat mich in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Nur wer arischer Abstammung ist, kann noch Mitglied des Orchesters sein. Ich darf nur noch bei Konzerten im Jüdischen Kulturbund auftreten und im Konservatorium habe ich Unterrichtsverbot, aber für dich ändert sich nichts, ich werde weiter Privatunterricht geben, auch wenn es mir verboten ist. Ich werde meine Schüler nicht fallen lassen. Sag deinen Eltern, wie es steht, Aaron.« Er legte mir die Hand auf die Schulter. »Und nun zu dir. Auch für dich wird es als Musiker vorerst keine Zukunft in Deutschland geben. Ich sage dir jetzt ein paar ehrliche Worte: Zu einem Berufs-Cellisten wird es bei dir nicht reichen, Aaron. Du bist sehr begabt, du könntest zum Virtuosen werden. Das Lampenfieber bekommst du in den Griff, aber du übst zu wenig. Ich denke, es liegt daran, dass du lieber im Geschäft stehst, als zu üben. Ist es so?«

»Ich möchte das Geschäft übernehmen, aber ich möchte mein Leben lang Cello spielen«, war meine Antwort.